

Deutschland nur mehr in sehr geringem Umfang. Sein Kartimonopol ist mit der Abtretung Elsaß-Lothringens durchbrochen, und auch sein Monopol der Teerfarbstoffe weist mannigfache Lücken auf. Etwas ganz anderes aber ist es, das feinmaschige Netz der Exportorganisation eines modernen europäischen Industriestaats in das Schema einer zwölfsprozentigen Ausfuhrabgabe zu pressen!

Philosophie und Philosophiegeschichte

Von Karl Vorländer

Immanuel Kant macht sich am Anfang seiner Prolegomena über diejenigen Gelehrten lustig, »denen die Geschichte der Philosophie (der alten sowohl als neuen) selbst ihre Philosophie ist«, und die der Meinung sind, daß »nichts gesagt werden könne, was nicht schon sonst gesagt worden ist«, daß, um mit dem seligen Ben Akiba zu reden, »alles schon dagewesen ist«. Ihnen sagt der kritische Philosoph etwas von oben herab, wie es sonst gar nicht seine Art ist: »Sie müssen warten, bis diejenigen, die aus den Quellen der Vernunft selbst zu schöpfen bemüht sind, ihre Sachen werden ausgemacht haben, und alsdann wird an ihnen die Reihe sein, von dem Geschehenen der Welt Nachricht zu geben.« Die großen Philosophen sind denn auch in der Regel nicht zugleich Historiker der Philosophie gewesen: weder Plato, Descartes und Spinoza, noch Leibniz, Kant und Fichte. Wohl dagegen Aristoteles (teilweise) und Hegel, obgleich doch auch nur nebenbei. Andererseits hat Friedrich Albert Lange, der von einem Philosophen zuvörderst strenge logische Schulung, sodann ernste Beschäftigung mit den positiven Wissenschaften und erst in dritter oder vierter Linie ein eingehendes Studium der Geschichte der Philosophie verlangte, selbst eine der vorzüglichsten historischen Darstellungen der Philosophie geschrieben, die weit mehr als eine bloße »Geschichte des Materialismus« bietet und auch heute, nach vierundeinhalb Jahrzehnten, noch zu den besten Einführungen in das philosophische und (in ihrem letzten Abschnitt) auch in das sozialistische Denken zählt.

Freilich, eine Geschichte der Philosophie darf kein Namen- und Zahlenregister sein, auch sich nicht damit abgeben, alle Denker in allerlei Schubfächer und -ismen (Rationalismus, Empirismus, Skeptizismus, Mystizismus usw.) zu pressen. Wer eine Geschichte der philosophischen Entwicklung zu schreiben unternimmt, muß vor allen Dingen selbst Philosoph sein, das heißt philosophisch zu denken verstehen. Und er braucht sich auch seiner Persönlichkeit keineswegs zu entschlagen. Ohne das würde nur ein farb- und blutloses Machwerk entstehen. Zu verlangen ist bloß, daß er hinsichtlich der Darstellung der Tatsachen reinste Sachlichkeit walten läßt und sie, soweit nur irgend möglich, nach den Grundsätzen historisch-kritischer Methode zu erforschen bemüht ist. Ebenso wie der Lehrer in Literatur und Geschichte, besonders in der heute so hoch notwendigen Staatsbürgerkunde, ja sagen wir geradezu im politischen Unterricht, von der Volks- bis zur Universität und Volkshochschule mit seiner persönlichen Gesinnung durchaus nicht ängstlich hinter dem Berge zu halten braucht: wenn er nur auch die gegenteilige Ansicht, soweit sie mit Gründen sich, bei sich selbst und bei seinen Zuhörern zur Geltung kommen läßt. Denn ich bin nicht der Meinung, die der leider der Wissen-

schaft und dem Lande jüngst zu früh entriessene Staatswissenschaftler Max Weber in seinem neulich hier angezeigten Vortrag »Wissenschaft als Beruf« vertritt, daß der Professor nicht als Führer, sondern »nur als Lehrer auf das Katheder gestellt« ist. Freilich müßte dann die nur durch ihr Alter geheiligte Universitätsstift irgendwie modifiziert werden, wonach der Student, wie der Gläubige in der Kirche, schlechweg zum Schweigen verurteilt ist (denn das Trampeln und Scharren wird wohl keiner für eine besonders hohe Kulturerrungenschaft halten!), während doch jeder vernünftige Gymnasial- oder Volksschullehrer mindestens dem älteren Schüler Gelegenheit zu verständiger Gegenrede gibt.

Doch, um zu unserem eigentlichen Thema wieder zurückzukehren, h i s t o r i s c h betrachtet haben die Philosophie in erster Linie auch unsere großen Theoretiker Marx und Engels. Ja sogar unter einem ganz speziellen Gesichtswinkel: dem der »materialistischen« Geschichtsauffassung. Das läßt sich vielleicht am besten klar machen an einem so hervorragenden Beispiel wie Kant. Von Marx wenigstens wird der Begründer des Kritizismus nirgends nach seiner eigentlichen Leistung, das heißt als Begründer eines neuen Systems in Erkenntniskritik, Ethik und Ästhetik gewürdigt, sondern fast stets, mindestens an den bedeutsamsten Stellen, wo von ihm die Rede ist, nur nach seiner geschichtlichen, durch die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit bedingten Stellung. So wird seine Philosophie schon 1842 von dem jungen Marx mit sicherem Griff als »die deutsche Theorie der Französischen Revolution« bezeichnet. Ich weiß nicht, ob er durch irgendeine Wendung Hegels zu diesem Diktum angeregt worden ist. Wie sehr sein Wort jedenfalls, mehr als Marx es selbst geahnt haben mag, auf Kants politische Anschauungen bis in die Einzelheiten (zum Beispiel bezüglich des Stimmrechts) zutrifft, habe ich an anderem Orte gezeigt.¹ Oder wenn es in der bekanntlich erst in Bernsteins »Dokumenten des Sozialismus« zum Teil abgedruckten² »Deutschen Ideologie« von 1845/46 heißt: »Der Zustand Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts spiegelt sich vollständig ab in Kants Kritik der praktischen Vernunft.« Im Gegensatz nämlich zu der französischen Bourgeoisie, die sich zur Herrschaft aufschwang und das europäische Festland eroberte (was freilich erst nach 1788 geschah!), und der englischen, welche »die Industrie revolutionierte und sich Indien politisch und die ganze andere Welt kommerziell unterwarf«, habe das deutsche Bürgertum es eben nur zu — Kants »gutem Willen« gebracht. Dieser gute Wille der Kantischen Ethik entspreche ganz »der Ohnmacht, Gedrücktheit und Misere« des seit den Tagen der Reformation und der Hansa zu elender Zersplitterung und Interesselosigkeit herabgesunkenen deutschen Kleinbürgertums, dessen »kleinliche Interessen nie fähig waren, sich zu gemeinschaftlichen, nationalen Interessen einer Klasse zu entwickeln, und die deshalb fortwährend von den Bourgeois aller anderen Nationen exploitiert wurden«.

Man könnte auf diese Weise — es wäre denkbar! — eine Entwicklungsgeschichte der Philosophie rein vom ö k o n o m i s c h e n Gesichtspunkt aus

¹ »Kant und Marx«, S. 32 f. Tübingen 1911. »Kants Stellung zur Französischen Revolution«, 1912. »Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus«, S. 19 bis 23. Berlin 1920.

² Wie ich seinerzeit (1911) zuerst in meinem »Kant und Marx« (S. 51 f.) festgestellt habe.

entwerfen. Man könnte beispielsweise zeigen, wie und weshalb die griechische Philosophie auf dem Boden der griechischen Kolonien entstehen mußte, weshalb Platons Idealstaat im Halbkommunismus stecken, weshalb Morus' Utopie eben — eine Utopie blieb, inwiefern Heraklits, Aristoteles', Hobbes', Rousseaus Philosophie mit den gesellschaftlich-politischen Zuständen ihrer Zeit zusammenhängt. Warum haben aber Marx und Engels nur die ersten Ansätze dazu gemacht, warum sind ausgebreitetere Versuche, wie sie Stillrich oder Cleutheropulos unternommen haben, von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen? Daß, wie man wohl gesagt hat, die Verbindungsfäden zwischen dem ökonomischen Unterbau und dem philosophischen Teil des ideologischen Überbaus zu fein und verwickelt seien, um zu durchsichtiger Klarheit gebracht werden zu können, kann doch im Ernst nicht Stich halten. Der Hauptgrund liegt tiefer. Nicht bloß, daß in unserem obigen Beispiel die ganze Macht und Fülle der Kantischen Ethik durch die, wie wir einmal annehmen wollen, gelungene Entdeckung ihrer wirtschaftlich-politischen Unterlagen auch nicht im entferntesten getroffen wird: nein, selbst gesagt, daß es wirklich gelänge, auch zu dem mathematischen, naturwissenschaftlichen, logischen, ethischen, ästhetischen usw. Philosophieren alle wirtschaftlichen Entstehungsbedingungen aufzufinden, so wäre damit eben doch nur eine Seite, nämlich ihre zeitgeschichtliche Entstehung erklärt, dagegen über ihren inneren systematischen Zusammenhang, über ihren erkenntnistheoretischen, ihren philosophischen Wert nichts ausgesagt.

Das haben denn auch so gute Marxisten wie Paul Lafargue, Antonio Labriola und H. Cunow längst anerkannt. Sie haben, ähnlich dem späteren Engels in den bekannten Äußerungen aus seinen letzten Lebensjahren, wie ich schon in meinem Wiener Vortrag über »Marx und Kant« (1904) konstatieren konnte, bei den verschiedensten Gelegenheiten aufs bestimmteste erklärt, daß der historische Materialismus durchaus nicht behauptet, alle Dinge im Himmel und auf Erden, so zum Beispiel die Philosophie in ihrem gesamten Umfang, unmittelbar oder auch nur mittelbar aus rein wirtschaftlichen Momenten ableiten zu können oder zu wollen, sondern lediglich zu zeigen versucht, wie auch sie — im letzten Falle die praktische, das heißt Moral-, Rechts- und Staatsphilosophie — mit den sozialwirtschaftlichen Zuständen und der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit zusammenhänge. Jammerschade, daß Marx selbst über seinen ökonomischen Arbeiten nicht dazu gekommen ist, seinen langgehegten Plan einer »Geschichte der Philosophie« auszuführen.

Wenn er daneben auch noch, wie Lafargue bezeugt, eine »Logik« oder, wie er selbst 1876 an Josef Diezgen schreibt, eine »Dialektik« ohne die »mystische Form« der Hegelschen schreiben wollte, wenn auch Engels in seinem »Anti-Dühring« neben der formalen Logik wenigstens noch eine »Dialektik« als »Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens« gelten lassen will, so haben beide damit grundsätzlich anerkannt, daß die Philosophie, mindestens in einzelnen Teilen, auch heute noch ein Daseinsrecht besitzt. Nun ist der hervorgehobene Gedanke von Engels, daß die »ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt« ein »ewiger Prozeß«, das heißt »in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen ist«, zwar eine unentbehrliche philosophische Idee von ungeheurer Frucht-

barkeit, aber doch nur eine Seite der Philosophie. Schon das Dasein der formalen Logik beweist, daß es neben dem »Alles fließt« Heraklits doch sozusagen »zeitlose« Wahrheiten gibt, mit denen die Wissenschaft, zum Beispiel auch die Mathematik und mathematische Naturwissenschaft, steht und fällt. So gibt es denn eine »Philosophie als Wissenschaft«, wie Kant sie erstrebt hat, die nichts anderes als die Voraussetzungen und Bedingungen aller Wissenschaften kritisch untersuchen und festsetzen will. Und eine Geschichte der Philosophie hat unserer Ansicht nach gerade diesem Gedanken als leitendem Faden in dem Labyrinth der geistesgeschichtlichen Entwicklung nachzugehen. Daß sie daneben die Entwicklung der Philosophie nicht bloß als solche »Prinzipienlehre der Wissenschaft«, sondern auch als die von Aufbauversuchen einer vernunftgemäßen Weltanschauung verfolgt ist, insbesondere für eine Volksgeschichte der Philosophie, selbstverständlich. In diesem Sinne wird denn auch unser eigener, gegenwärtig in Ausarbeitung begriffener Versuch einer solchen Darstellung gehalten sein.

Heute möchten wir diesen grundsätzlichen Ausführungen eine Anzeile verschiedener bedeutsamer philosophiegeschichtlicher Erzeugnisse jüngster Zeit anschließen.

Zunächst ist der erste Teil von Friedrich Überwegs altbekanntem und bewährtem »Grundriß der Geschichte der Philosophie« in neuer, elfter Auflage (Berlin 1920, E. S. Mittler & Sohn) erschienen. Jeder, der in dem letztverfloßenen halben Jahrhundert auf deutschen Hochschulen Geschichte der Philosophie studiert hat, kennt mindestens vom Hörensagen, wer in ihr gearbeitet hat, aus eigener Erfahrung den »Überweg«. Wer nach geistvoller oder auch nur stärkere persönliche Farbe tragender Darstellung begehrt, wird allerdings dabei nicht auf seine Kosten kommen. Schon F. A. Lange hat in dem letzten Abschnitt seiner »Geschichte des Materialismus« gezeigt, daß der Überweg der mit Recht geschätzten Lehrbücher — er hat außer seiner Philosophiegeschichte eine für damalige Zeiten sehr brauchbare Logik geschrieben — ein ganz anderer war als der leibhaftige Überweg mit seiner zuletzt materialistisch gewordenen Weltanschauung. Aber gerade durch seine Objektivität und trockene Sachlichkeit hat sich der Überwegsche Grundriß von jeher vortrefflich zu dem geeignet, was er eigentlich ist und sein will: ein nahezu unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für den auf philosophiegeschichtlichem Gebiet wirklich Arbeitenden, insbesondere auch Lehrenden. Dazu paßt seine, auch in den neuesten Auflagen beibehaltene Eigenart: die Verbindung von klarer, kurzgefaßter Hervorhebung des Wichtigsten im großgedruckten Haupttext mit den bei jeder neuen Auflage umfassender gewordenen, jetzt schon längst zur Hauptsache gewordenen Einzelausführungen des kleingedruckten Nebentextes, die durch ihre zahlreich beigebrachten Zitate aus den Schriften der betreffenden Philosophen dem Leser die Bildung eines eigenen Urteils ermöglichen sollen; ungerechnet die seit der zehnten Auflage in einen besonderen Anhang verwiesene Bibliographie.

Schon längst war die Arbeit über die Schultern eines einzelnen Mannes — nach Überwegs frühem Tode (1871) erst R. Reicks, dann M. Heinze — hinausgewachsen. Mit gutem Grunde hat daher der Verlag seit einem Duzend Jahren die Riesenaufgabe auf verschiedene Gelehrte verteilt. So ist der erste, die Philosophie des Altertums behandelnde Band (10. Auflage 1909)

denn in 11. Auflage jetzt von Professor Karl Praechter in Halle neu herausgegeben worden. Schon gegenüber der vorhergehenden Auflage, erst recht natürlich gegenüber den früheren, ist sozusagen ein ganz neues Buch daraus geworden. Nicht bloß dem Umfang nach, der allein von der vorigen, auch schon stark erweiterten Ausgabe ab auf beinahe das Doppelte gestiegen ist und ein volles Tausend Seiten umfaßt: XX und 696 Textseiten, 244 enggedruckte Seiten bibliographischen Anhangs und 56 Seiten Philosophen- und Literatoren-Register. Sondern auch inhaltlich. Dies im einzelnen auszuführen, würde in eine Fachzeitschrift gehören. So möge denn hier der kurze Hinweis genügen, daß der Hauptteil der Neuarbeit auf Plato und die spätgriechische sogenannte »hellenistische« Zeit fällt, von den Stoikern an bis zu den Ausläufern des Neuplatonismus und der antiken Philosophie überhaupt. Der Verfasser ist nicht Philosoph, sondern klassischer Philologe; das kommt vielleicht der trockenen Sachlichkeit, die gerade den Hauptcharakter des Überweg bilden soll, zugute. Der insolge der langen Kriegsdauer über fünf Jahre sich hinziehende Druck hatte manche kleine Ungleichmäßigkeiten in Außerlichkeiten, namentlich auch hinsichtlich der Literaturnachträge, zur Folge, doch wirken sie im allgemeinen nicht störend.

Neben dem Text verdient besondere Anerkennung die Zusammentragung der gewaltigen Bibliographie. Daß darin Einzelheiten ergänzungs- und verbesserungsbedürftig sind, ist unvermeidlich. So fehlt, um ein dem Sozialisten auffallendes Faktum zu erwähnen, sowohl bei Demokrit wie bei Epikur die Angabe von Karl Marx' freilich erst von F. Mehring herausgegebener und nicht vollständig vorliegender Doktordissertation. Auch möchten wir bitten, im Interesse der meisten Leser, die sonst einer verwirrenden Masse bibliographischen, meist nur chronologisch geordneten Materials gegenüberstehen — bei Plato sind es zum Beispiel volle 42, bei Aristoteles 25 enggedruckte große Seiten! —, die hervorragenderen Erscheinungen, wie es im alten Überweg geschah, durch größeren Druck hervorzuheben, obgleich dabei, wie wir zugestehen müssen, eine gewisse Subjektivität des Urteils unvermeidlich ist.

An Gesamtdarstellungen der Philosophie des Altertums von kleinerem Umfang fehlt es zwar nicht. Es gibt solche unter anderen von Paul Deussen, W. Windelband, E. Zeller (der kurze »Grundriß«), abgesehen von der meinen in meiner Gesamtgeschichte der Philosophie. Aber da die drei genannten Gelehrten bereits gestorben sind, so kommt die neue Geschichte der antiken Philosophie von E. v. Alster (Berlin und Leipzig 1920, Verlag wissenschaftlicher Verleger, VI und 274 Seiten, Preis geheftet 20, gebunden 29 Mark) zu ihrem Zweck durchaus nicht ungelegen. Anscheinend aus Universitätsvorlesungen entstanden, ist das Buch nach dem ausdrücklichen Geständnis des Verfassers (außerordentlichen Professors in München, jetzt, soviel uns bekannt, ordentlichen Professors in Gießen) »als Leitfaden für Studierende gedacht«. Es beruht auf eingehendem Quellenstudium, der Verfasser ist mit der einschlägigen Literatur gut vertraut und hat sich auch um eine klare und lesbare Darstellung bemüht. Den akademischen Ton verleugnet es freilich nicht. Es ist wohl auch gar nicht für weitere, nichtakademische Kreise berechnet. Sonst würde es zum Beispiel kulturgeschichtlich so interessante Gestalten wie den alten Zyniker Diogenes neben dem philosophisch freilich wichtigeren Antisthenes und neben seinen verhältnismäßig

unwichtigen Namensvettern Diogenes von Apollonia und von Babylon wenigstens genannt, auch des Dichters Horaz oder der philosophischen Märtyrerin Hypatia gedacht haben, während andererseits die Anfänge der christlichen Philosophie, freilich in sehr summarischer Darstellung (S. 217 bis 222), schon hineingezogen werden.

Auch für die Geschichte der Staatsphilosophie scheint v. Affer weniger Interesse zu besitzen; die interessanten Lehren des ersten Utopisten Phaleas von Chalkedon oder des Lykophron sind übergangen, Platons »Staat« ziemlich stiefmütterlich behandelt. Bei Plato vermissen wir überhaupt eine packende Gesamtschilderung; statt dessen wird nur der Gedankengang der einzelnen Dialoge wiedergegeben. Lukrez, der einzige römische Philosoph von Bedeutung, wenn auch kein originaler Denker, erhält nur drei Zeilen (S. 171), während die ältere und mittlere Stoa sowie die mittlere Akademie und der Neupythagoreismus im Verhältnis zu ihrer philosophischen Bedeutung unseres Erachtens viel zu ausführlich abgehandelt werden und die »Mystik und Theosophie« des ausgehenden Altertums mehr Platz als Plato, ungefähr doppelt soviel als Aristoteles beansprucht. Trotz alledem stellt das Buch eine aner kennenswerte wissenschaftliche Leistung dar, deren Wert wir durch unsere kritischen Bemerkungen keineswegs heruntersetzen wollen. — Es sei bei dieser Gelegenheit übrigens noch auf das in demselben Verlag erschienene dreibändige Werk von Theodor Gomperz, »Griechische Denker« (1896 bis 1909, jetzt zum Teil schon in dritter Auflage) hingewiesen, das in glänzender Sprache ein äußerst lebensvolles, wenn auch öfters stark subjektives Bild der griechischen Philosophen bis Aristoteles einschließlich entwirft.

Die griechische Philosophie ist deshalb auch für den heute Philosophie-renden noch so wertvoll, weil sie, recht betrieben, den sie Studierenden bereits in alle philosophischen Hauptprobleme der Gegenwart einführt; nur weit einfacher und klarer und darum für den Anfänger leichter, als die Philosophie der neueren Zeit es vermag. Trotzdem wird bei den meisten unserer Leser, stofflich mindestens, doch wohl mehr Interesse ein mir kürzlich zugegangenes deutsch geschriebenes Buch des Norwegers Harald R. Schjelderup erregen, das sich »Hauptlinien der Entwicklung der Philosophie von Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart« (Kristiania 1920, VI und 278 Seiten) betitelt und vor allem das Verhältnis dieser neuesten Philosophie zur Naturwissenschaft schildert. Demgemäß kommt zunächst die Entwicklung vom Materialismus Vogt-Büchners zur Energetik Ostwalds, dann der »induktive Idealismus« von Fechner, Lohe, Wundt und Hartmann, darauf der Positivismus in seinen mannigfachen Gestalten, von seiner Begründung durch Comte, Mill und Laas über Spencer, Mach, Avenarius und die Pragmatisten bis zu Helmholtz, F. A. Lange und Vaihinger, und schließlich Guyau und Meißner, zur Darstellung, woran sich zu guter Letzt der freilich nur sehr kurz behandelte Neuvitalismus Drieschs und Reinkes, der Neuidealismus Cuckens und Münsterbergs — der »Neukritizismus« wird leider kaum berührt — und endlich die Neuro-mantik von James und Bergson schließt. Gewiß ist die Behandlung etwas ungleichmäßig, auch die Arbeit des anscheinend noch jungen Denkers 1916 bereits im wesentlichen abgeschlossen, aber die Darstellung klar, der Standpunkt modern und vorurteilslos. Merkwürdig ist, daß der Verfasser in

seiner Literaturübersicht so wertlose philosophiegeschichtliche Darstellungen wie die des Fernerslebener Pastors D. Siebert oder des »Theosophen« Rudolf Steiner nennt, nicht aber meine doch in Deutschland einigermaßen bekannte Geschichte der Philosophie, von der — ein erfreuliches Zeichen für das wiederbeginnende philosophische Studium — in den letzten einundeinviertel Jahren die starke fünfte Auflage vergriffen wurde.

Nur kurz erwähnt sei, daß in dem tiefdringenden Werke des Neukantianers (Marburger Richtung) Ernst Cassirer, dem seit der Revolution endlich die längst verdiente Professur (in Hamburg) zuteil geworden ist, »Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, jetzt der dritte Band erschienen ist, der die neukantischen Systeme von Jacobi und Fichte über Schelling und Hegel bis zu Herbert und Schopenhauer behandelt. Schade, daß der scharfsinnige Verfasser in allzu großer Bescheidenheit von der Fortführung seiner Darstellung bis zur Gegenwart absehen zu müssen erklärt.

Auf eine sehr gute Idee ist der Verlag Felix Meiner (Leipzig) in jüngster Zeit gekommen, indem er eine — mir vorläufig erst in den Aushängebogen bekannt gewordene — Philosophie in Selbstdarstellungen herauszugeben sich anschickt. Die acht Philosophen der Gegenwart, die zunächst — eine zweite Reihe wird bald hinzukommen — ihren eigenen philosophischen Entwicklungsgang bald mehr, bald weniger geist- und lebensvoll schildern, sind: Paul Barth (Leipzig), Erich Becher (München), Hans Driesch (Köln), Karl Joël (Basel), A. Meinong (Graz), Paul Natorp (Marburg), Johannes Rehmke (Greifswald), Johannes Volkelt (Leipzig). Natürlich sind die Beiträge, zwar nicht quantitativ — der Durchschnitt beträgt angemessenerweise etwa anderthalb Druckbogen und wird nur von Meinong bedeutend überschritten —, wohl aber Stil, Anlage und Form nach, der Eigenart der betreffenden Denkerpersönlichkeit entsprechend, im einzelnen recht verschieden. Mir waren sie alle interessant.

Eine noch originellere, obwohl in Platons Dialogen und auch in der neuzeitlichen Philosophie bis in die Zeit der Romantik hinein öfters angewandte Form der Darstellung hat der uns bisher literarisch nicht bekannte Waldemar Meurer gewählt, indem er im gleichen Verlag die schwierige und etwas auffallende Frage: »Ist Wissenschaft überhaupt möglich?« (IX und 279 Seiten, Preis geheftet 25 Mark, gebunden 40 Mark) in Gestalt eines zwanglosen, allerdings über zweiundeinhalbhundert Seiten sich ausdehnenden Abendgesprächs über alle möglichen Gegenwartsphilosophen und -philosophien in der Wohnung eines Münchener Privatdozenten und Wundtschülers erörtern läßt, um mit der Erhebung des Irrationalen zum »Grund der Wissenschaftlichkeit«, also letzten Endes mit der Verneinung der Titelfrage zu enden.

Blicken wir auf die besprochenen Neuerscheinungen zurück, so scheint mir aus ihnen und manchen anderen literarischen Erscheinungen der Zeit doch wenigstens die eine erfreuliche Tatsache hervorzugehen, daß neben dem lauten Gezänk der politischen Parteien und trotz aller wirtschaftlicher und geistiger Nöte, in die der Kriegsausgang nicht Deutschland allein, aber nächst Rußland und Österreich am stärksten verstrickt hat, die stille Arbeit der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie und ihrer Geschichte, wieder im Wachsen begriffen ist. Möge sie ihrer Aufgabe eingedenk sein: nicht bloß

nach Hegel das Leben »grau in grau« nachzumalen und als »Eule der Minerva erst in der eintretenden Dämmerung ihren Flug zu beginnen«, sondern die leuchtende Fackel der Vernunftserkenntnis und der sittlichen Selbstbestimmung dem einzelnen wie den Völkern voranzutragen in dem Bewußtsein, daß ihre Sache die Sache der Menschheit ist.

Der erste deutsche Frauenroman

Von Anna Bloß

Der erste deutsche Frauenroman erschien im Jahre 1771. Er heißt »Die Geschichte des Fräuleins v. Sternheim«, und Wieland gab ihn heraus, vermutlich, weil es damals noch nicht Sitte war, daß Frauen unter ihrem Namen etwas veröffentlichten. Die eigentliche Verfasserin ist aber Sophie Laroché. Der Roman kam denn auch im gleichen Jahre heraus, in dem Goethe von Wehlar schied, das Herz erfüllt von seiner unglücklichen Liebe zu Charlotte Buff, die er später als Werthers Lotte unsterblich machte. Sein Freund Merck hatte ihm empfohlen, das gastliche Haus des Geheimrats v. Laroché im Lahntal aufzusuchen. Dort fand er eine so freundliche Aufnahme, daß er noch nach vierzig Jahren in »Wahrheit und Dichtung« begeistert von der Familie Laroché erzählt: »Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltinn, mit den Töchtern meine Jugend.«

Die älteste dieser Töchter, Maximiliane, half dem unglücklich Liebenden die Erinnerung an Charlotte Buff zu überwinden: »So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter.« Sie heiratete später den Frankfurter Kaufmann Brentano, und ihre Tochter Bettina meldete sich fünfunddreißig Jahre nach diesem Besuch im Lahntal bei Goethe in Weimar mit den Worten an: »Bettina Brentano, Maximilianes Tochter, Sophie Larochés Enkelin, wünscht Dich zu sehen.«

Frau v. Laroché war als Dichterin gefeiert. In ihrem literarischen Salon gingen die Größten des geistigen Lebens der damaligen Zeit aus und ein, vor allem Wieland. Hier war auch der Mittelpunkt der deutschen Rousseaugemeinde. Manche Gedanken Rousseaus finden sich in dem Roman von Sophie Laroché wieder.

Aber das traurige Schicksal der Romanheldin vergossen viele Menschen der damaligen Zeit Tränen des Mitleids, so auch Herder und seine Braut Karoline Flachsland. Goethe sagte von dem Buche: »Die Herren Kritiker irren sich, wenn sie glauben, es ist ein Buch — es ist eine Menschenseele.«

Uns erscheint der Roman allzu überschwenglich. Aber noch heute ist interessant, daß das Fräulein v. Sternheim, das um seiner Tugenden so viel leiden mußte, Trost suchte in sozialer Tätigkeit, Verbesserung des Unterrichts, Unterweisung armer Kinder. Ebenso zeigt der Roman in der Vorurteilslosigkeit in bezug auf Standesvorurteile große Sympathie zu Rousseau, und so paßte er so recht in die Zeit vor und während der Französischen Revolution, die auch in Deutschland viele Gemüter in Aufruhr versetzte.

Der Roman ist in der damals besonders beliebten Briefform gehalten. »Allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen jungen Töchtern unserer Nation«, schreibt der Herausgeber, »will ich ein Geschenk mit einem Werk machen, welches mir geschickt scheint, Weisheit und Tugend, die einzigen großen Vorzüge der Menschheit, die einzigen Quellen einer wahren Glückseligkeit, unter ihrem Geschlecht, und selbst unter dem meinigen, zu befördern.«

Das Fräulein v. Sternheim hatte Eltern, die bei ihrer Eheschließung auf Schwierigkeiten stießen. Die Mutter war von altem, der Vater von neuem Adel.